

ACTA GENERAL DE CHILE

Protokoll über Chile

Land	Spanien 1986
Produktion	Alfil Uno Cinematográfica, RTVE, Madrid
Regie, Buch	Miguel Littin
Regieassistent	Franqui Fasano
Produzenten	Bernardette Civ Luciano Valducci Fernando Quejido
Kamera	Ugo Adilardi Jean Ives Tristan Bauer Pablo Martinez
Schnitt	Carmen Frias
Assistenz	Fidel Collados
Ton	Guido Albonetti Pierre Laurent Livio Pensavalle
Interviews	Gracia Francescato
Assistenz	Gabriel Figueros
Musik	Angel Parra
Uraufführung	6., 13., 20., 27. 7. 1986 RTVE (Spanisches Fernsehen)
Format	16 mm, Farbe
Länge	234 Minuten

Zu diesem Film

1985 kehrte Miguel Littin, einer der profiliertesten chilenischen Regisseure, für sechs Wochen illegal in sein Land zurück, das er seit seiner Flucht 1973 nicht hatte besuchen können, weil er zu den rund fünftausend vom Regime geächteten Personen zählt. Doch er wollte keine Reise in die Erinnerung unternehmen, sondern aus der Nähe untersuchen, was er aus der Ferne bekämpft hatte: die Diktatur Pinochets. Das Projekt wurde generalstabsmäßig vorbereitet. Littin verwandelte sein Äußeres und nahm die Identität eines Uruguayers an, der einen Werbefilm drehen will. Für die Aufnahmen hatte er drei Filmteams aus Holland, Frankreich und Italien geholt, die offiziell andere Aufträge als in Wirklichkeit besaßen. Hinzu kamen für spezielle Aufgaben sechs Filmgruppen des chilenischen Widerstands.

Das Ergebnis dieses riskanten und spektakulären Unternehmens ist die bisher umfangreichste filmische Bestandsaufnahme der chilenischen Militärdiktatur. In vier Teile ist das Material geglie-

dert: 1. Miguel Littin illegal in Chile – erste Eindrücke und erste Fragen; 2. Hoher Norden: als ich durch die Pampa ging – die Lage in der Bergwerksregion, wo sich die Geschichte des Landes immer entschieden hat; 3. Von der Grenze ins Innere Chiles: die entzündete Flamme – die Probleme des Exils, die Haltung der Jugend, die Spuren Nerudas, der bewaffnete Widerstand; 4. Allende: die Zeit der Geschichte – der Präsident, der immer noch regiert.

Miguel Littin illegal in Chile

Von Gabriel García Márquez

Miguel Littin hat dem kolumbianischen Nobelpreisträger die Geschichte der Dreharbeiten und seine Erfahrungen in Chile berichtet. Daraus ist ein Buch entstanden, das allein in Lateinamerika eine Auflage von einer Viertelmillion erreichte. In Chile allerdings wurden 15.000 Exemplare auf Anweisung von Admiral Hernán Rivera Calderón wegen 'Subversion' verbrannt. Im Sommer dieses Jahres wird die deutsche Ausgabe im Verlag Kiepenheuer & Witsch erscheinen, der uns diesen Vorabdruck freundlicherweise zur Verfügung stellte.

Der Flug 115 der Ladeco aus Asunción (Paraguay) setzte mit mehr als einer Stunde Verspätung zum Landeanflug auf den Flughafen von Santiago de Chile an. Auf der linken Seite, in siebentausend Meter Höhe, schimmerte der Aconcagua im Mondlicht wie ein Vorgebirge aus Stahl. Das Flugzeug senkte mit beängstigender Grazie den linken Flügel, richtete sich mit schwermütig knirschenden Metallen wieder auf und berührte schließlich ein bißchen zu hastig mit drei Känguruh-Sprüngen wieder festen Boden. Ich, Miguel Littin, Sohn von Hernán und Cristina, Filmregisseur und einer von fünftausend Chilenen, die unter keinen Umständen nach Chile zurückkehren dürfen, war nach zwölf Jahren Exil wieder in meinem Land, auch wenn ich mich noch im inneren Exil befand: ich hatte eine falsche Identität, einen falschen Paß und sogar eine falsche Ehefrau. Andere Kleidung und die Schminckunst hatten mein Gesicht und mein gesamtes Äußeres so verändert, daß einige Tage später nicht einmal meine Mutter mich bei voller Beleuchtung wiedererkennen sollte. (...)

Auf dem Papier war mein Vorhaben sehr einfach, in der Praxis aber bedeutete es ein großes Risiko: es ging darum, heimlich einen Dokumentarfilm über die Wirklichkeit in Chile nach zwölf Jahren Militärherrschaft zu drehen. Diese Idee war ein Traum von mir, der mir seit geraumer Zeit durch den Kopf gegangen war, weil ich im Nebel meiner Nostalgie das Bild des Landes verloren hatte, und für einen Filmemacher gibt es keinen passenderen Weg, das verlorene Land wiederzufinden, als es noch einmal von innen zu filmen. Als die chilenische Regierung begann, Listen mit Namen von Exilchilenen zu veröffentlichen, die zurückkehren durften, und ich auf keiner meinen Namen fand, wurde dieser Traum immer drängender. Den Gipfel der Verzweiflung erreichte ich, als eine Liste mit fünftausend Chilenen veröffentlicht wurde, die nicht zurückkehren durften, und ich war einer von ihnen. Als der Plan dann endlich konkrete Gestalt annahm, fast zufällig und als ich am wenigsten damit rechnete, hatte ich bereits seit mehr als zwei Jahren die Hoffnung aufgegeben, ihn zu verwirklichen.

(...) Der erste Schritt bestand darin, drei Filmteams nach Chile zu schicken: ein italienisches, ein französisches und ein weiteres

aus irgendeinem anderen europäischen Land, es mußte nur holländische Beglaubigungsschreiben vorweisen können. Völlig legale Kamerateams, mit rechtmäßigen Genehmigungen und unter dem üblichen Schutz ihrer jeweiligen Botschaften. Das italienische Team, vorzugsweise unter der Leitung einer Journalistin, sollte offiziell einen Dokumentarfilm über die italienischen Einwanderer in Chile und insbesondere das Werk von Joaquin Toesca drehen, dem Architekten des Moneda-Palastes. Das französische Team würde die Dreherlaubnis für einen ökologisch orientierten Film über die chilenische Geographie beantragen. Das dritte Team sollte einen Bericht über die jüngsten Erdbeben machen. Keines der Teams sollte irgendetwas von der Existenz der anderen erfahren. Ihre Mitglieder sollten weder Kenntnis darüber haben, was tatsächlich gemacht wurde, noch, wer sie aus dem Hintergrund lenkte, bis auf den jeweiligen Verantwortlichen jeder Gruppe, der ein in seinem Metier anerkannter Fachmann, politisch gebildet und sich der Risiken, die er einging, bewußt sein sollte. Das war der leichteste Teil, und ich konnte ihn mit einer kurzen Reise in das Herkunftsland jedes Teams erledigen. Die drei Teams, akkreditiert und mit ordentlichen Verträgen versehen, befanden sich bereits in Chile und warteten am Abend meiner Ankunft auf weitere Instruktionen.

Das Drama, sich in jemand anderen zu verwandeln

Für mich bestand der schwierigste Prozeß darin, mich in jemand anderen zu verwandeln. Seine Persönlichkeit zu verändern, setzt einen täglichen Kampf voraus, in dessen Verlauf man häufig gegen seinen eigenen Entschluß rebellierte, sich zu verändern, denn man möchte der bleiben, der man ist. So war nicht der Lernprozeß die Schwierigkeit, wie man hätte vermuten können, sondern mein unbewußter Widerstand gegen Veränderungen im Aussehen wie im Verhalten. Ich mußte mich damit abfinden, nicht mehr der Mensch zu sein, der ich immer gewesen war, sondern mich in eine völlig andere Person zu verwandeln, die von ihren Freunden nicht mehr erkannt würde und die selbst in den Augen der repressiven Polizei unverdächtig war. Zwei Psychologen und eine Maskenbildnerin vom Theater hatten unter der Leitung eines Experten für spezielle Geheimaktionen, der sich im Widerstand in Chile ausgezeichnet hatte, in weniger als drei Wochen das Wunder vollbracht, indem sie unermüdlich gegen meine instinktive Entschlossenheit angekämpft hatten, der zu bleiben, der ich war. (...)

In diesen Tagen kamen unvorhergesehene Zweifel auf, ob der Zeitpunkt für unser Vorhaben geeignet war, denn in Chile war erneut der Ausnahmezustand erklärt worden. Das spektakuläre Scheitern der ökonomischen Abenteuer der 'Chicagoboy's' (Die Chicagoboy's, auch 'Chicagoer Schule' genannt, propagieren die Thesen des Nobelpreisträgers für Ökonomie, Milton Friedman. Sie haben General Pinochet und US-Präsident Reagan hinsichtlich ihrer Wirtschaftspolitik beraten. A.d.Ü.) hatten die Diktatur so angeschlagen, daß sie in dieser Form auf die einmütige Haltung der Opposition reagierte, die sich zum ersten Mal in einer gemeinsamen Front zusammengeschlossen hatte. Im Mai 1983 hatten die ersten Protestaktionen auf den Straßen begonnen, und als sie sich im Verlauf des Jahres mit der kampferprobten Beteiligung der Jugend und vor allem der Frauen wiederholten, hatten sie blutige Repression zur Folge.

Die legalen und illegalen Oppositionskräfte, denen sich erstmals auch fortschrittliche bürgerliche Kreise angeschlossen hatten, riefen zu einem eintägigen Generalstreik auf. Diese Demonstration der Stärke und der sozialen Entschlossenheit brachte die Diktatur in Rage und sie erklärte umgehend den Ausnahmezustand. Verzweifelt stieß Pinochet einen Schrei aus, der in der ganzen Welt wie ein Opernakkord nachhallte: „Wenn das so weitergeht, werden wir noch mal einen 11. September machen müssen.“

Einerseits schienen uns diese Bedingungen günstig zu sein für einen solchen Film, der noch die am wenigsten sichtbaren Elemente der Realität des Landes zeigen wollte, aber gleichzeitig würden die Repression sehr viel brutaler und die Polizeikontrollen sehr viel strenger sein, und die uns zur Verfügung stehende Zeit würde sich durch die Ausgangssperre verringern. Doch nachdem die Widerstandsorganisationen in Chile alle Aspekte der Situation

abgewogen hatten, waren sie dafür, weiterzumachen, wie vorgesehen, was auch meinem Wunsch entsprach. Also hielten wir uns an den ursprünglichen Zeitplan und setzten die Segel. (...)

Unsere Geschichte war perfekt. Wir leiteten eine Werbefirma mit Sitz in Paris und wollten mit einem Filmteam einen Werbespot für ein neues Parfüm drehen, das im nächsten Herbst in Europa vorgestellt werden sollte. Wir hatten Chile als Drehort ausgewählt, weil es eines der wenigen Länder ist, wo wir Landschaften und die Atmosphäre aller vier Jahreszeiten gleichzeitig vorfinden würden, von sonnenbeschienenen Stränden bis hin zu ewigem Schnee. (...)

Erste Ernüchterung: Der Glanz der Stadt

Als der Beamte an der Paßkontrolle in Chile meinen Ausweis aufschlug, war ich vollkommen davon überzeugt, daß er die Fälschung bemerken würde, sobald er nur den Blick heben würde, um mir in die Augen zu sehen. Es waren drei Schalter, die alle mit nichtuniformierten Männern besetzt waren, und ich hatte mich für den jüngsten von ihnen entschieden, denn er schien mir der schnellste zu sein, Elena reihte sich in eine andere Schlange ein, als würden wir uns nicht kennen, denn für den Fall, daß einer von uns Schwierigkeiten bekommen sollte, könnte der andere den Flughafen verlassen und Alarm schlagen. Das war nicht notwendig, denn offensichtlich hatten die Beamten es angesichts der näherrückenden Ausgangssperre ebenso eilig wie die Passagiere und warfen kaum einen Blick in die Papiere. Der für mich zuständige hielt sich nicht einmal damit auf, die Einreisevisa zu überprüfen, da er wußte, daß seine uruguayischen Nachbarn keines benötigen. Er drückte den Einreisestempel auf die erste freie Seite, die er fand, und als er mir den Paß zurückgab, blickte er mir so aufmerksam in die Augen, daß mir das Blut in den Adern gefror.

„Danke“, sagte ich mit fester Stimme.

Mit einem strahlenden Lächeln antwortete er mir: „Willkommen.“ (...)

Und dafür bin ich gekommen?

Je näher wir der Stadt kamen, wich der mit Tränen vermischte Jubel, den ich erwartet hatte, einem Gefühl der Ungewißheit. Zum alten Flughafen Los Cerillos hatte noch eine alte Landstraße geführt, vorbei an Industrieklitschen und Armenvierteln, die während des Militärputsches eine Welle von blutiger Repression erlebt hatten. Die Zufahrtsstraße zum neuen internationalen Flughafen dagegen ist wie in den reichsten Ländern der Welt eine beleuchtete Autobahn, und das war ein schlechter Anfang für jemanden wie mich, der nicht nur davon überzeugt war, daß die Diktatur eine Geißel war, sondern der schließlich die Spuren ihres Scheiterns auf der Straße, im täglichen Leben und in den Gewohnheiten der Leute finden mußte, um sie zu filmen und in der ganzen Welt bekannt zu machen. Aber mit jedem Meter, den wir hinter uns ließen, verwandelte sich meine anfängliche Sorge in offene Ernüchterung. Später erzählte mir Elena, daß sie ebenso verwirrt gewesen sei, obwohl sie in der letzten Zeit mehrfach in Chile gewesen war.

Und es gab allen Grund, um sich zu wundern. Im Gegensatz zu dem, was man sich im Exil erzählte, präsentierte sich Santiago als glänzende Stadt, die mit Scheinwerfern ihre ehrwürdigen Monumente anstrahlte und für Ordnung und Sauberkeit auf ihren Straßen sorgte. Vom Repressionsapparat war weniger zu sehen als in New York oder Paris. Vom historischen Hauptbahnhof, den Gustave Eiffel entworfen hatte, lag die endlose Alameda Bernardo O'Higgins wie ein Lichtenband vor unseren Augen. Sogar die kleinen übernachteten Nutzen von der gegenüberliegenden Straßenseite sahen nicht so traurig und notleidend aus wie in früheren Zeiten. Plötzlich tauchte auf der Seite, wo ich saß, wie ein unerwünschtes Gespenst der Moneda-Palast auf. Als ich ihn zum letzten Mal gesehen hatte, war er ein mit Asche bedecktes Gerippe gewesen. Jetzt, nachdem man ihn wieder aufgebaut und in Gebrauch genommen hatte, wirkte er wie eine Traumresidenz mitten in einem französischen Garten. (...)

Wir näherten uns immer mehr dem Stadtzentrum, und ich gab es allmählich auf, die materielle Pracht zu betrachten und zu bewundern, mit der die Diktatur die Blutspur von mehr als vierzigtausend Toten, zweitausend Verschwundenen und einer Million Exilierten wegwischen wollte. Statt dessen beobachtete ich die Leute, die viel-

leicht aufgrund der Sperrstunde so ungewöhnlich schnell liefen. Aber das war nicht das Einzige, was mir naheging. Ihren Gesichtern, über die der eisige Wind strich, sah man an, wie sie sich fühlten. Niemand sprach, niemand schaute in eine bestimmte Richtung, niemand lächelte oder gestikulierte, niemand machte auch nur die kleinste Geste, die seinen Gemütszustand verraten hätte, den man in dunklen Mänteln versteckte, als befänden sich alle allein in einer unbekanntem Stadt. Es waren unbeschriebene Gesichter, die nichts offenbarten. Nicht einmal Angst. Meine Stimmung änderte sich allmählich, und ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, aus dem Taxi zu steigen und mich in der Menge zu verlieren. Elena machte mir alle möglichen vernünftigen Vorhaltungen, aber aus Angst, daß der Fahrer sie hören könnte, mußten sie lakonischer und kürzer ausfallen, als es ihr lieb war. Wie gebannt von einem Gefühl, dem ich nicht widerstehen konnte, ließ ich den Fahrer anhalten, stieg aus und schlug die Tür hinter mir zu.

Ich lief nicht mehr als zweihundert Meter, gleichgültig gegenüber der bedrohlich näherückenden Ausgangssperre, aber schon die ersten hundert hatten mir gereicht, um meine Stadt wieder in Besitz zu nehmen. Ich lief durch die Calle Estado, durch die Calle Huérfanos, durch einen ganzen Straßenzug, der zur Erquickung der Fußgänger für den Verkehr gesperrt war, wie die Calle Florida in Buenos Aires, die Via Condotti in Rom, die Place Beaubourg in Paris oder die Zona Rosa in Mexico City. Das war eine weitere gute Idee der Diktatur, aber hier wurde trotz der Parkbänke, auf denen man ein Schwätzchen halten konnte, trotz der fröhlichen Lichter, der gutgepflegten Blumenbeete die Wirklichkeit durchschaubar.

Die wenigen Gruppen, die sich an der Ecke unterhielten, taten dies mit sehr leiser Stimme, damit die allgegenwärtigen Ohren der Diktatur sie nicht hörten: Straßenhändler boten jeden nur denkbaren Plunder zum Verkauf an, und sehr viele Kinder bettelten die Fußgänger an. Trotzdem, was mir am stärksten auffiel, waren die evangelischen Prediger, die denen, die es hören wollten, das Rezept für die ewige Glückseligkeit zu verkaufen versuchten. Plötzlich stand ich hinter einer Straßenecke vor dem ersten *carabiniro*, den ich seit meiner Ankunft sah. Er spazierte sehr gelassen den Bürgersteig auf und ab, und in einem kleine Wachhäuschen an der Ecke der Calle Huérfanos saßen noch mehr. Ich spürte eine plötzliche Leere im Magen und meine Knie wurden weich. Allein die Vorstellung, daß mir das jedesmal so gehen solle, wenn ich einen *carabiniro* sehen würde, machte mich wütend. Aber sehr schnell bemerkte ich, daß auch sie angespannt waren, daß sie mit beklommenem Blick die Fußgänger beobachteten, und der Gedanke, daß sie mehr Angst hatten als ich, tröstete mich. Sie hatten allen Grund dazu. Wenige Tage nach meiner Reise nach Chile jagte eine Gruppe aus dem Untergrund das Wachhäuschen in die Luft. (...)

Auch die, die blieben, sind ins Exil gegangen

Die *carabineros* waren mir zur Besessenheit geworden. Ich ging mehrere Male sehr nah an ihnen vorbei und suchte nach einem Anlaß, um mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Plötzlich, aus einem unwiderstehlichen Drang heraus, näherte ich mich einer Streife und stellte ihnen einige Fragen über das Rathaus, ein Gebäude im Kolonialstil, das im vergangenen März von einem Erdbeben beschädigt worden war und das man nun wieder aufbaute. Der Polizist antwortete mir, sah mich aber nicht an, da er keine Einzelheit dessen, was auf dem Platz vor sich ging, aus dem Blick verlor. Sein Kollege verhielt sich ebenso, aber manchmal warf er mir mit wachsender Ungeduld mißtrauische Blicke zu, denn er bemerkte allmählich die abgekartete Dummheit meiner Fragen. Schließlich sah er mich mit furchteinflößendem Stirnrunzeln an und befahl mir: „Gehen Sie weiter.“

Aber für mich war der Bann gebrochen, und die Beunruhigung, die die *carabineros* in mir ausgelöst hatten, versetzte mich in einen gewissen Rausch. Statt seinem Befehl zu folgen, setzte ich dazu an, ihnen eine Lektion über das Verhalten zu erteilen, das die Polizei angesichts der Wißbegier eines friedlichen Ausländers an den Tag zu legen habe. Ich hatte allerdings nicht vorausgesehen, daß mein falscher uruguayischer Akzent einer solch schwie-

rigen Prüfung nicht standhielt. Der *carabiniro* hatte schließlich genug von meinem staatsbürgerkundlichen Vortrag und verlangte meine Papiere.

Niemals während der ganzen Reise war ich so vom Entsetzen gepackt wie in diesem Augenblick. Ich dachte an alles: Zeit zu gewinnen, Widerstand zu leisten und sogar, die Flucht zu ergreifen, in vollem Bewußtsein, daß man mich fassen würde. Ich dachte an Elena, die jetzt gerade Gottweißwo war, und mein einziger Hoffnungsschimmer war, daß der Kameramann alles festhielt und dieser unwiderlegbare Beweis für meine Verhaftung im Ausland verbreitet werden würde. Außerdem war Franque in der Nähe, und wie ich ihn kannte, hatte er mich sicherlich nicht aus den Augen verloren. Das einfachste wäre selbstverständlich, mich mit meinem Paß auszuweisen, der sich bereits auf mehreren Flughäfen bewährt hatte. Allerdings fürchtete ich eine genauere Untersuchung, denn erst in diesem Moment wurde ich mir eines tödlichen Fehlers bewußt, den ich mit mir herumtrug. Der Paß steckte in derselben Brieftasche wie mein chilenischer Personalausweis, den ich aus Nachlässigkeit dort vergessen hatte, sowie eine Kreditkarte mit meinem richtigen Namen. Aber ich hatte keine andere Wahl als den Weg des geringsten Risikos zu gehen und zeigte den Paß vor. Der *carabiniro*, der sich auch nicht sehr sicher war, was er machen sollte, warf einen Blick auf das Foto und gab ihm mir mit einer weniger schroffen Gebärde zurück.

„Was wollen Sie über dieses Gebäude wissen?“ fragte er mich. Ich holte tief Luft.

„Nichts“, sagte ich. „Es war nur ein Scherz.“

Dieser Zwischenfall heilte mich für den Rest der Reise von der Unruhe, die die *carabineros* mir eingeflößt hatten. Seitdem betrachtete ich sie ebenso ungezwungen, wie es die in der Legalität lebenden Chilenen und sogar die 'Illegalen' tun, von denen es sehr viele gibt. Und mehr noch: zwei oder dreimal bat ich die *carabineros* um kleine Gefälligkeiten, die sie mir auch bereitwillig erfüllten. Unter anderem taten sie nichts weniger, als mich mit einem Streifenwagen zum Flughafen zu chauffieren, damit ich wenige Minuten, bevor die Polizei meine Anwesenheit in Santiago entdeckte, mein Flugzeug ins Ausland erreichte.

Wenigstens bereute ich meine Unbesonnenheit, bevor sie oder jemand anderes mich dafür hätten tadeln können. Kaum hatte der *carabiniro* mir den Paß zurückgegeben, gab ich Grazia das vereinbarte Zeichen, um die Dreharbeiten zu beenden. Franque, der von der anderen Seite des Platzes alles ebenso erschrocken wie ich beobachtet hatte, hatte es eilig, sich mit mir zu treffen, aber ich bat ihn, mich nach dem Mittagessen vom Hotel abzuholen. Ich wollte allein sein.

Ich setzte mich auf eine Bank, um die Zeitungen des Tages zu lesen, aber die Zeilen verschwammen vor meinen Augen, und ich war unfähig, mich zu konzentrieren, so groß war meine Aufregung darüber, daß ich an diesem klaren Herbstvormittag hier saß. Auf einmal hallte in der Ferne der Zwölf-Uhr-Kanonenschlag, die Tauben stoben verschreckt auseinander und das Glockenspiel der Kathedrale ließ die Töne von *Gracias a la vida* erklingen, einem der anrührendsten Lieder von Violeta Parra. Das war mehr, als ich ertragen konnte. Ich dachte an Violeta, an ihren Hunger und an die Nächte, die sie ohne ein Dach über dem Kopf in Paris verbracht hatte, ich dachte an ihre unbedingte Würde und daß es immer ein System gegeben hatte, das sich ihr verschloß, das ihre Lieder nie verstanden hatte und sich über ihre Auflehnung mokierte. Ein ehrenvoller Präsident hatte mit der Waffe in der Hand sterben müssen, Chile hatte das blutigste Martyrium seiner Geschichte erleiden und Violeta Parra selbst hatte von eigener Hand sterben müssen, damit ihr Land die tiefen menschlichen Wahrheiten und die Schönheit ihres Gesangs entdeckte. Sogar die *carabineros* hörten ihr andächtig zu, ohne auch nur zu ahnen, wer sie war oder was sie dachte, noch, warum sie sang, statt zu weinen, und sie wußten auch nicht, wie sehr Violeta sie verabscheut hätte, wenn sie dagewesen und das Wunder jenes strahlenden Herbstes miterlebt hätte.

Ich war begierig, Stück um Stück die Vergangenheit zurückzuerobern und ging allein in ein Gasthaus in dem höhergelegenen

Teil der Stadt, in dem Ely und ich immer zu Mittag aßen, als wir verlobt waren. Es hatte sich nicht verändert mit den Tischen draußen unter den Pappeln und den riesenhaften Blumen überall, aber es erweckte den Eindruck von etwas, das schon seit langem nicht mehr existierte. Keine Menschenseele. Ich mußte mich bemerkbar machen und nach der Bedienung rufen, und dann dauerte es eine Stunde, bis ich ein großes Stück gegrilltes Fleisch vor mir hatte. Ich hatte es fast bewältigt, als ein Paar hereinkam, das ich seit den Zeiten, als Ely und ich hier Stammgäste waren, nicht mehr gesehen hatte. Er hieß Ernesto, war allerdings bekannter unter dem Namen *Neto*, und sie hieß Elvira. Die beiden unterhielten ein paar Straßen weiter einen düsteren Laden, in dem sie Drucke und Heiligenfiguren, Rosenkränze, Reliquien und Grabschmuck verkauften. Aber sie hatten wenig Ähnlichkeit mit ihrem Geschäft, denn sie waren aufgeschlossen und lästerten gern, und in besseren Zeiten hatten wir manchen Samstagabend bis spät dort zusammengehockt, Wein getrunken und Karten gespielt. Als ich sie Hand in Hand hereinkommen sah, ganz wie immer, war ich nicht nur davon überrascht, daß sie nach allem, was sich in der Welt verändert hatte, diesem Ort die Treue gehalten hatten, sondern vor allem davon, wie sehr sie gealtert waren. Ich hatte sie weniger als konventionelles Ehepaar in Erinnerung, sondern eher als zwei lebhaft und enthusiastische Dauerverlobte, und jetzt kamen sie mir vor wie zwei dicke und melancholische alte Leute. Es war wie ein Spiegel, der mir mein eigenes Altern zeigte. Wenn die beiden mich erkannt hätten, wären sie ohne Zweifel ebenso maßlos erstaunt gewesen, aber ich war durch meine Tarnung als reicher Uruguayer geschützt. Sie aßen an einem Tisch in der Nähe und unterhielten sich mit lauter Stimme, aber ohne den früheren Schwung. Von Zeit zu Zeit schauten sie neugierig zu mir herüber, aber sie ahnten nicht, daß wir einmal glücklich am selben Tisch gegessen hatten. Erst in diesem Augenblick verstand ich, wie lange und verheerend die Jahre des Exils gewesen waren. Und nicht nur für uns, die wir gegangen sind, wie ich es bisher geglaubt hatte, sondern auch für sie: die geblieben waren.

Die Augen des Widerstandes

Wir filmten noch weitere fünf Tage in Santiago, und das war genügend Zeit, um die Zweckmäßigkeit unseres Systems zu erproben, während ich telefonisch mit dem französischen Team im Norden und dem holländischen im Süden in Verbindung blieb. Elenas Kontaktaufnahme war sehr erfolgreich, so daß wir nach und nach Interviews mit führenden Persönlichkeiten aus dem Untergrund und Politikern, die sich im Rahmen der Legalität bewegten, vereinbaren konnten.

Ich für meinen Teil hatte mich damit abgefunden, nicht ich selbst zu sein. Das war ein hartes Opfer für mich, denn es gab so viele Verwandte und Freunde – angefangen bei meinen Eltern – die ich gern wiedergesehen hätte, und so viele Erinnerungen aus meiner Jugend, die ich wiederbeleben wollte. Aber sie befanden sich in einer verbotenen Welt, zumindest für die Dauer der Dreharbeiten, so daß ich meinen Gefühlen den Garaus machte und mich dem seltsamen Status des in meinem eigenen Land Exilierten beugte, was die bitterste Art des Exils ist. Auf der Straße ließ man mich nur selten ohne Schutz, aber immer fühlte ich mich allein. Jederzeit und auf Schritt und Tritt beschützten mich die Augen des Widerstandes, ohne daß ich es auch nur bemerkte. Nur, wenn ich absolut vertrauenswürdige Personen interviewte, deren Identität ich nicht einmal meinen eigenen Freunden preisgeben wollte, gab ich vorher Bescheid, und die Bewachung wurde abgezogen. Später, als Elena mir nicht mehr behilflich war, die Arbeit in die Wege zu leiten, hatte ich bereits ausreichend Erfahrungen gesammelt, um allein zurechtzukommen, und es gab keinen Zwischenfall. Der Film wurde gedreht wie vorgesehen, und keiner meiner Mitarbeiter hatte auch nur die geringste Unannehmlichkeit aufgrund einer Nachlässigkeit oder eines Irrtums meinerseits. Trotzdem erklärte mir einer der Verantwortlichen lächelnd, als wir Chile bereits verlassen hatten: „Niemand seit die Welt besteht, sind so viele Sicherheitsvorschriften so oft und auf so gefährliche Weise überschritten worden.“

(...)

Biofilmographie

Miguel Littin wurde

- 1942 am 9. August in Palmilla (Provinz Colchagua/Chile) geboren, dem Schauplatz von *La tierra prometida*, Theaterstudium an der Universidad de Chile in Santiago. Autor avantgardistischer Bühnenstücke wie 'La mariposa debajo del zapato', 'El hombre de la estrella', 'La sonrisa'.
- 1963 Beginn der Arbeit für das Fernsehen als Regisseur, Autor und Produzent: Bearbeitung und Inszenierung von Theaterstücken (Arthur Miller, Harold Pinter u.a.) Verschieden Auszeichnungen.
- 1964 Regieassistent bei *Yo tenía un camarada*, dem ersten Dokumentarfilm von Helvio Soto.
- 1965 Darsteller in *El analfabeto* und *Ana*, zwei Kurzfilme von Helvio Soto.
Por la tierra ajena, kurzer Dokumentarfilm über elternlose Kinder.
- 1966 Darsteller in *Mundo mágico*, Kurzfilm von Helvio Soto als chilenische Episode in *ABC do amor*, der ersten Coproduktion der filmischen Erneuerungsbewegungen von Argentinien, Brasilien und Chile.
- 1967 Beginn der Vorbereitungen für *El chacal de Nahueltoro*.
- 1968/69 Dozent am audiovisuellen Lehrstuhl des Publizistischen Instituts der Universidad de Chile in Santiago.
- 1969 *El chacal de Nahueltoro* (Der Schakal von Nahueltoro), erster Spielfilm.
- 1971 *El compañero Presidente*, langer Dokumentarfilm über ein Gespräch zwischen Régis Debray und dem chilenischen Staatspräsidenten Salvador Allende. Einige Monate Direktor von Chile Films, des staatlichen Filmstudios.
- 1973 *La tierra prometida* (Das gelobte Land), historischer Spielfilm über die Zeit der ersten sozialistischen Republik in den dreißiger Jahren.
Nach dem Putsch Emigration nach Mexico.
- 1975 *Actas de Marusia* (Aufzeichnungen von Marusia), historischer Spielfilm über ein Massaker an chilenischen Salpeterarbeitern.
- 1976 *Crónica de Tlacotalpan*, halbstündiger Dokumentarfilm über die Situation eines Dorfes, zusammen mit Pablo Perelman und Jorge Sanchez.
- 1978 *Viva el Presidente/El recurso del método* (Staatsräson), historischer Spielfilm nach dem berühmten Roman von Alejo Carpentier.
- 1979 *La viuda de Montiel* (Montiels Witwe), Spielfilm nach einer Erzählung von Gabriel Garcia Márquez.
- 1982 *Alcino y el condor*, Spielfilm über Nicaragua.
- 1986 ACTA GENERAL DE CHILE, vierstündiger Dokumentarfilm.